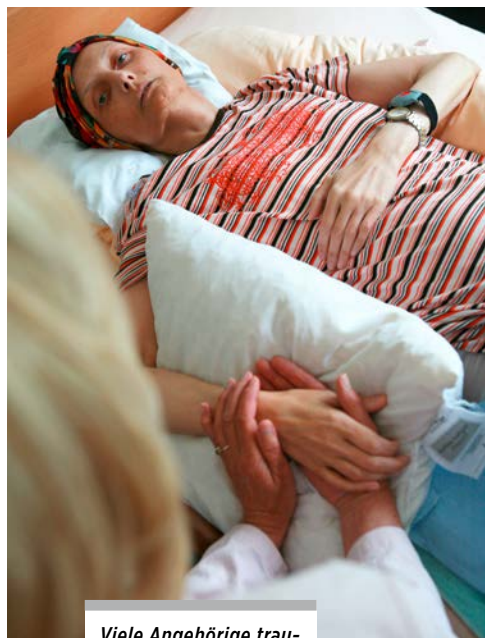


Sterbebegleitung: Wunsch ist selten Wirklichkeit

Die meisten Menschen in Deutschland wollen in ihrer gewohnten Umgebung sterben. Die Realität sieht anders aus. Laut dem Pfl



Viele Angehörige trauen sich die Pflege eines Sterbenden zu.

gereport 2016 der DAK Gesundheit ist dieser Wunsch selten umsetzbar: Zwei von drei Deutschen verbringen die letzten Stunden ihres Lebens nicht dort, wo sie es sich wünschen. Denn nur sechs Prozent der Menschen wollen in einem Krankenhaus oder Pflegeheim sterben, in der Realität jedoch sterben drei Viertel aller Menschen dort. Das geht aus dem Report hervor, den die DAK Gesundheit im Oktober vorgestellt hat. Die Analyse des AGP Instituts Sozialforschung an der Evangelischen Hochschule Freiburg ergab, dass 76 Prozent der Menschen, die bereits die

Erfahrung der Pflege von Angehörigen haben, zu Hause sterben wollen. Dabei spielt für sie die gewohnte Umgebung mit 73 Prozent die größte Rolle. Auch gebe es in den eigenen vier Wänden mehr Würde, sagten 58 Prozent. Und

88 Prozent derer, die bereits einmal einen Sterbenden zu Hause betreut haben, stimmten der Aussage zu, „die gewohnte Umgebung macht für Sterbende die Situation leichter.“ Dabei trauen sich viele Angehörige in der Pflege einiges zu, jeder Dritte würde jemanden bis in den Tod pflegen. Besonders stark sei dies bei Frauen ausgeprägt, 41 Prozent der befragten Frauen gab dies an. Oftmals sei diese Zusage aber von der Berufstätigkeit und der weiteren Unterstützung von Professionellen und Ehrenamtlichen abhängig. Der Report stellt auch dar, dass die Zahl der Menschen, die in Kliniken, Heimen und Hospizen versterben, in den vergangenen 20 Jahren deutlich zugenommen hat. Dabei ist die Zahl der Todesfälle zu Hause von 55 auf 32 Prozent gesunken, die Zahl der Todesfälle in Alten- oder Pflegeheimen von sechs auf 22 Prozent gestiegen. Auch in Hospizen versterben inzwischen elf Prozent – vor 20 Jahren war es ein Prozent. Für den DAK-Pflegereport hat das beauftragte Institut Daten aus einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung und DAK-Versorgungszahlen herangezogen sowie qualitative Interviews mit Menschen geführt, die bereits sterbende Angehörige begleitet haben.

Gesundheitsanalyse via **Twitter**

Ob es ums Essen, Freizeitaktivitäten oder den aktuellen Gemütszustand geht – was viele auf Twitter, Facebook und Co. über sich preisgeben, könnte Forschern helfen, einiges über die öffentliche Gesundheit und das allgemeine Wohlbefinden zu erfahren. Diese Annahme haben US-Forscher bestätigt, indem sie beinahe 80 Millionen Kurznachrichten via Twitter nach bestimmten Schlagwörtern durchsucht und

mit anderen demografischen Daten abgeglichen haben [1]. Ihren Ergebnissen zufolge eignet sich die Analyse von Posts in sozialen Netzwerken durchaus als Datengrundlage, um mögliche soziale und kulturelle Einflüsse auf die Gesundheit zu untersuchen.

1. Nguyen QC et al. *JMIR Public Health and Surveillance*. 2016; DOI:10.2196/publichealth.5869

